

Insel Verlag

Leseprobe



Stemmler, Theo
Goethe und Friederike

Wahrheit und Dichtung

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 1471
978-3-458-19471-2



THEO STEMMLER

Goethe und Friederike

Wahrheit und Dichtung

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1471

© Insel Verlag Berlin 2019

Goethe und Friederike



VORWORT

Goethes Liebe zu Friederike Brion in Sesenheim ist eine der bekanntesten Liebesgeschichten im deutschen Sprachraum. In diesem Band werde ich versuchen, Goethes Originaltexte, die sich auf seine Straßburger und Sesenheimer Zeit vom April 1770 bis zum August 1771 beziehen, vom Firnis der seit Generationen veröffentlichten Interpretationen zu befreien und ihre ursprüngliche Bedeutung leuchten zu lassen.

Die Evidenz der biographischen Zeugnisse zwingt ja oft zu einer kritischen Bewertung der Person des schaffenden oder reproduzierenden Künstlers, ohne dass seine Leistung minderbewertet werden darf.

Schließlich können Goethes Egomane, Eitelkeit und die von ihm selbst eingestandene Hypochondrie – *von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht* – uns nicht an der Wertschätzung auch seiner frühen Lyrik hindern. Dass solch eine distanzierende Sicht meist nur zögerlich – zuweilen nie – in Angriff genommen wird, ist der auch heute noch verbreiteten Heldenverehrung der Künstler zuzuschreiben. Dies gilt insbesondere für Goethe, dem bereits früh die Apotheose zuteilwurde: »Dass Goethe Götterkraft

hat in seinem Wesen, weiß jedermann«, schrieb der Schriftsteller Wilhelm Heinse in einem Brief vom 28. März 1775, als der Vergöttlichte erst fünfundzwanzig Lenze zählte.

Die uns erhaltenen Texte sollen für sich selbst sprechen – unterstützt durch meinen Kommentar: Goethes Briefe, *Dichtung und Wahrheit* und seine Gedichte. Dass für den Kommentar die wichtigsten exegetischen Bemühungen berücksichtigt wurden, versteht sich von selbst; sie sind im Anhang aufgeführt.

Der von mir gewählte Untertitel »Wahrheit und Dichtung« als Umstellung des von Goethe gewählten ist weniger provokant, als es zunächst scheint. Denn einerseits war dies der ursprüngliche Vorschlag von Goethes Mitarbeiter Riemer für die Autobiographie, den der Autor dann aber verwarf.

Und überdies ist mit meiner Umstellung nicht die gängige Kontrastierung von historisch »Richtigem« und »Erdichtetem« gemeint, sondern lediglich die Absicht, Belegbares stärker als bisher zu Wort kommen zu lassen. Goethes Anliegen, das von ihm so genannte »Grundwahre« auch durch »Gedichtetes« zu vermitteln, wird also nicht in Frage gestellt – ganz in seinem Sinne, wie er dies in seinem Brief an König Ludwig I. von Bayern am 17. Dezember 1829 versichert hatte:

Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken.



VON FRANKFURT NACH STRASSBURG

Am Morgen des 2. April 1770, einem Montag, verlässt Johann Wolfgang Goethe, zwanzig Jahre jung, sein Elternhaus, Großer Hirschgraben in Frankfurt mit dem Wapen »Zu den drei Leiern«, und steigt in die auf ihn wartende Postkutsche, die ihn in mehrtägiger Fahrt auf linksrheinischer Strecke über Oppenheim, Worms, Bobenheim, Speyer, Germersheim, Rheinzabern, Lauterburg, Selz und Wantzenau zum Studium der Rechtswissenschaft nach Straßburg bringen wird. Der junge Studiosus ist's zufrieden, dass er die Reise *auf der neu eingerichteten bequemen Diligence ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.*

Da hatte er Glück – und auf der Reise ins *schöne Elsass* genügend Zeit, sich an seine Kutschfahrt nach Leipzig und überhaupt an seine dortige Studienzeit fünf Jahre zuvor zu erinnern: *Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken ... Wir taten das Mögliche, uns los zu arbeiten.* Und in *Dichtung und Wahrheit* diagnostiziert der alte Hypochonder viele Jahre später: *Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben.*

Auf Straßburg freut sich Goethe – aus mehreren Gründen. Bereits am 23. Januar 1770 hatte er Kätchen Schönkopf, der früheren Leipziger Freundin, seine Vorfreude mitgeteilt: *Frankfurt bin ich nun endlich satt, und zu Ende des Märzens geh ich von hier weg. In Straßburg werde ich bleiben.* Doch unruhig wie ein Federweißer kündigt er im selben Brief an: *Von Straßburg ziehe ich nach Paris.* Aber andererseits überlegt er: *Was soll das Herumfahren? In zwei Jahren bin ich wieder da. Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrt du? Eine Frau!*

Und er stellt einen bemerkenswerten Kausalzusammenhang her, der für seine erotische Zukunft Schlimmes ahnen lässt. *Dass ich ruhig lebe, das ist alles, was ich Ihnen von mir sagen kann, und frisch und gesund und fleißig, denn ich habe kein Mädchen im Kopfe.* Schnöde – heute sagt man eher »cool« – stellt er auch im Rückblick auf seine einstmals so geliebte Freundin fest, dass es ihm ohne Mädchen weit besser geht als früher.

Jedenfalls erfüllt ihn nach seiner schweren Erkrankung in Leipzig und der anderthalbjährigen Rekonvaleszenz im Frankfurter Elternhaus neuer Elan:

Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Mut und Freude sind wieder da. Ich bin wieder Studiosus und habe nun, Gott sei Dank, so viel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Überfluss.

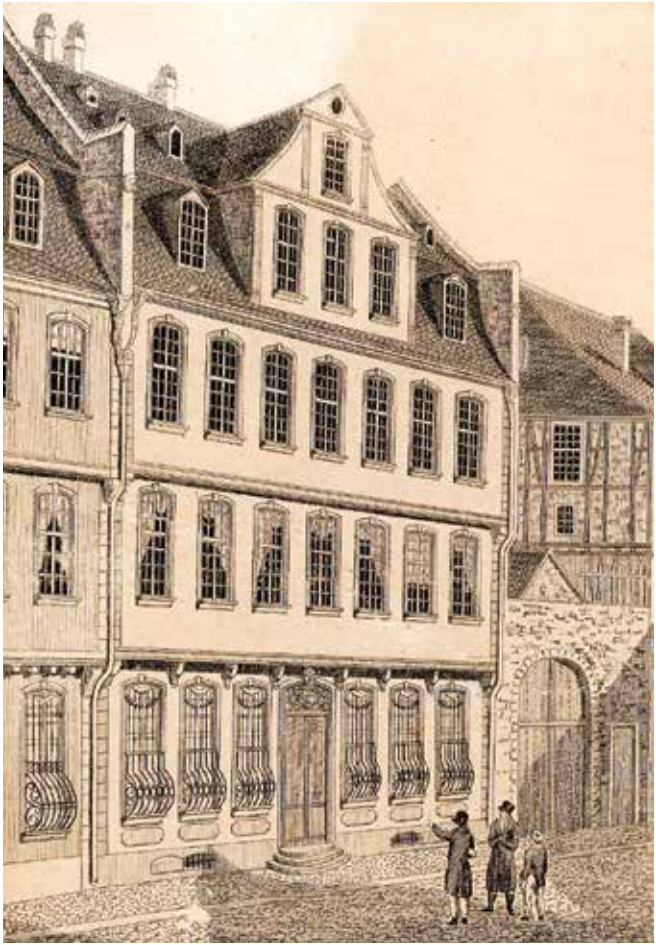
Vor allem aber ist er froh, endlich der Fuchtel seines Vaters entrinnen zu können. Dies galt schon für seine Reise nach Leipzig und trifft – wie so vieles andere – auch für Straß-

burg zu. In gewohnt schöner Metaphorik schreibt er später von der *heimlichen Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergritter durchgefeilt hat*. Und wie so oft lässt er uns in *Dichtung und Wahrheit* an seiner Altersweisheit teilhaben: *So lösen sich Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los. Ein solcher Versuch, sich unabhängig zu machen, ist immer dem Willen der Natur gemäß*.

Kurz vor seiner Abreise nach Straßburg gab es einen heftigen Streit mit dem Vater über die Einrichtung des Hauses – über Fragen des guten Geschmacks, die der Neunzehnjährige unfehlbar beantworten konnte, was dem kunstbeflissenen Herrn Rat natürlich gar nicht gefiel.

Der auch in Fragen privater Wohnkultur stets auf ästhetische Vollendung achtende Goethe hatte den vom Vater entworfenen Umbau des Elternhauses mit einer gewaltigen Freitreppe kritisiert, Änderungen vorgeschlagen und außerdem einige Details der Inneneinrichtung bemäkelt, worüber dieser *in einen unglaublichen Zorn geriet, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige schnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse chinesische Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Szene, welche ... meine Reise nach dem schönen Elsass beschleunigte*.

Goethes Vater war ein widersprüchlicher Mensch, dem seine Strenge und Sparsamkeit immer wieder heftige Abneigung einbrachten. Der Sohn drückte sich erst kurz vor dessen Tod vorsichtig lobend mit gewohnter Überheblichkeit aus: *Mein Vater war ein tüchtiger Kerl, aber freilich fehlte ihm Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes. Er ließ mich mit meinen Possen gewähren*.



Goethes Elternhaus im Großen Hirschgraben, Frankfurt am Main

Andere ließen Kaskaden von Beschimpfungen auf den Kaiserlichen Rat los – am wüstesten Thomas Mann in seiner *Phantasie über Goethe*: »... ein sonderbar übelnehmerischer, unverträglicher Mann, ein moroser, berufsuntätiger, sammeleifriger Eigenbrötler und lastender Pedant, ein querulender Hypochondrist.« Zynisch gar äußerte sich Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes Dienstherr und Freund, beim Tod von Goethes Vater: »Goethes Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen.«

Inzwischen wurde der Kaiserliche Rat von Goetheforschern wie Boyle und Koppen rehabilitiert. Er war einerseits von pedantischer Sparsamkeit, doch auch großzügig – insbesondere, was die Erziehung und Ausbildung Johann Wolfgang und dessen Schwester Cornelia anging. So führte er penibel ein Haushaltsbuch, in dem er zum Beispiel mit grotesker Genauigkeit den Kauf eines irdenen Nachttopfes für 24 Kreuzer vermerkte. Doch beeindruckten uns die Einträge für die hohen Kosten von drei Studienjahren des Sohns in Leipzig in Höhe von 3600 Gulden – und in Straßburg von »1449 Gulden, 55 Kreuzer«, wie er mit kleinlicher Präzision zusammenrechnet. Diese Zuwendungen – etwa 100 Gulden im Monat – waren äußerst großzügig. Zum Vergleich: Die Köchin im Hause Goethe erhielt 24 Gulden, die Dienstmagd 18 – im Jahr!

Die väterlichen Zahlungen erlaubten es dem Studenten Goethe, in Leipzig und Straßburg ein sehr üppiges Leben zu führen – und ein ungesundes dazu: Das Essensangebot

des Leipziger Mittagstischs war *köstlich, kostspielig*. In einem Brief aus Leipzig an seinen Jugendfreund Johann Jacob Riese schwärmt Goethe von einem gargantuesken Speisezettel: *Hühner, Gänse, Truthahnen, Enten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhühner, Forellen, Hasen, Wildbret, Hechte, Fasanen, Austern, pp. Das erscheint täglich. Nichts von anderm groben Fleisch – ut sunt Rind, Kälber, Hammel. Das weiß ich nicht mehr, wie es schmeckt. Und Alkohol hat Goethe bereits als junger Mann in Leipzig nie verschmäht: Ich bin besoffen wie eine Bestie*, schreibt er am 16. Oktober 1767 an seinen Freund Ernst Wolfgang Behrisch.

Während er sich über finanzielle Unterstützung wahrlich nicht beklagen konnte, nahm er seinem Vater die unflexible, ja sture Bestimmung des Studienfachs und der Studienorte übel. Er hätte am liebsten »Schöne Wissenschaften« in Göttingen studiert – doch sein Vater zwang ihm seine eigene akademische Biographie auf: Jurastudium in Leipzig und Straßburg, dann Praktikum am Reichskammergericht in Wetzlar. *Unter allen meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins; das bisschen Theorie und Menschenverstand richten's nicht aus.* Das von seinem Vater für ihn entworfene und unerbittlich durchgesetzte Lebenskonzept ärgerte ihn noch im hohen Alter – *ich sollte denselben Weg gehen.*

Dennoch zeigte der in Leipzig Gescheiterte und auf den Tod Kranke ein gewisses Verständnis für die Enttäuschung des Vaters und versuchte offenbar in Straßburg beim zweiten juristischen Anlauf, ihn zu versöhnen. *Es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, dass ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger [aus Leipzig] zurückkehrte.* In wunderbarem Ausdruck



Goethes Studentenwohnung in der Großen Feuerkugel Leipzig

und mit psychologischem Scharfblick erinnert sich Goethe an die damalige Reaktion des Vaters:

Er verhehlte dabei, so gut er konnte, den Verdruss, anstatt eines rüstigen, tätigen Sohnes, der nun promovieren und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien.

Allerdings hielt sich das Verständnis des Heimkehrers für die Reaktion des Vaters in Grenzen:

Ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, dass er, bei den Rezidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen, mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja dass er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, geäußert.



IN STRASSBURG

Gleichwohl – in Straßburg wollte der Sohn es dem Vater recht machen. Am 4. April 1770, einem Mittwoch, trifft er dort ein und steigt im Gasthaus *Zum Geist* im Geistgässel Nr. 15 ab. Und eilt umgehend zum Münster, das ihm *durch Mitreisende schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war*. Von diesem *Wunderwerk*, diesem gotischen *Koloss*, diesem *Ungeheuren* zeigt er sich ungemein beeindruckt und besteigt immer wieder die begehbare Plattform – aus mehreren Gründen. Er ist nicht nur der ästhetischen Wirkung des Münsters auf der Spur, die er später (1772) in seinem Aufsatz *Von deutscher Baukunst* ausführlich beschreibt, sondern versucht so, sich gegen seine Höhenangst zu immunisieren – ähnlich wie er später medizinische Vorlesungen besuchen wird, um sich *von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien*. Außerdem bietet ihm die weitreichende Sicht vom Münsterturm Gelegenheit zu einer hyperbolisch verklärenden Beschreibung der *Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden ... Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation ...* Auf dem Höhepunkt dieses panegyrischen Schwelgens in *Dichtung und Wahrheit*



Das Straßburger Münster

lässt sich Goethe sogar zu einem wohlgeformten Schachtelsatz hinreißen, dessen Schönheit dem geneigten Leser nicht vorenthalten sei:

*Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten
Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles
zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend
und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben
durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große
und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen
recht vorbereitete Fläche, näher und ferner von teils angebau-
ten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man
das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete,
das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt
hatte.*

Doch zugleich schmuggelt der alte Goethe in seinen Text Vorahnungen ein, die auf die Sesenheimer Ereignisse hindeuten – da hatte er leichtes Spiel, denn hinterher wusste er ja alles besser: *Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land ... hat noch das Eigne, so Angenehme als Ahnungsvolle, dass das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt ... Eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz.*

Realistischer als in diesen altersverklärten Lobeshymnen äußert sich Goethe in seinen Briefen aus Straßburg. Da pubertiert er wetterwendisch, gelangweilt und überheblich vor

sich hin. An seinen ehemaligen Leipziger Kommilitonen Johann Christian Limprecht schreibt er am 19. April 1770:

Fünfzehn Tage bin ich nun hier und finde Straßburg nicht ein Haar besser noch schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne – das heißt: sehr mittelmäßig.

Und in einem Brief an seinen Leipziger Freund Ernst Theodor Langer vom 29. April 1770 posiert er als Durchreisender, für den Straßburg nur eine Zwischenstation ist:



Goethe im Jahre 1774